

Kieselchen

Wasserspeicher Wald

Natur

Blaue Tropfen im goldgelben Meer
– die Kornblume

Königswinter

St. Remigius

Ihr Recht

Werbung? Nein, danke!

Freizeit

*Wandern im
Siebengebirge*

Bonn
Königswinter
Oberpleis
Bad Honnef
Rheinbreitbach
Unkel Erpel Linz

8 Seiten

Veranstaltungsübersicht

Liebe Leserin, lieber Leser,

»das Wandern ist des Müllers Lust« – gottlob nicht nur des Müllers. Auf Schusters Rappen durch Wälder und Felder zu ziehen, ist inzwischen wieder in Mode gekommen. Besonders schön und angenehm ist es, wenn die Wanderstrecke quasi direkt vor der eigenen Haustür beginnt und man noch nicht einmal ins Auto steigen muß, bevor man die Tour beginnen kann. In diesem Heft stellen wir Ihnen eine Wanderstrecke vor, die viele von Ihnen gewiß schon kennen: **Vom Ziepchensplatz ins Schmelztal.** Einzelheiten hierzu finden Sie auf den Seiten 4 und 5.

Gut möglich, daß Ihnen ab und an auf Ihrer Wanderschaft ein leuchtendes Blau begegnet, gewissermaßen **Blaue Tropfen im goldgelben Meer.** Sie haben es längst erraten: Es geht um die Kornblume. Ulrich Sander stellt Sie Ihnen auf Seite 6/7 ausführlich vor.

Geradezu nahtlos fügt sich diesmal auch das Kieselchen in die Dramaturgie dieses Heftes ein. Es führt uns heute hinaus, zum **Wasserspeicher Wald** (Seite 8/9). Bei dieser Gelegenheit lernt Ihr, liebe Kinder, auch gleich die bekanntesten Baumarten unserer heimischen Wälder kennen.

Wenn Sie, liebe Leserinnen und Leser, dann – müde von der Wanderung – ins Rheintal zurückkehren, sollten Sie ruhig einmal auf einer Bank ausruhen. Nein, keine beliebige Bank bitte. Ich habe da ganz etwas anderes im Sinn: Lenken Sie Ihre Schritte doch in die Königswinterer Altstadt, besuchen Sie St. Remigius, und nehmen Sie Platz in einer der schönen alten Kirchenbänke. Karl Josef Klöhs erzählt Ihnen auf den Seiten 10 und 11 die Geschichte dieses Gotteshauses in **Mit einem Testament fing es an.**

Verweilen wir in der Historie und begeben wir uns noch einmal kurz auf die Wanderschaft; diesmal nach Oberkassel. Lernen Sie hier einen Mann kennen, der als Revolutionär und Poet ein überaus bewegtes farbiges Leben führte: Gottfried Kinkel, ein **Politischer Poet** (Seite 12/13). Den Abschluß des Tages bildet heute ein Schoppen guten Weines: Norbert Dommermuth kredenzt Ihnen nicht nur einen hervorragenden Tropfen; er zeigt Ihnen in **Probieren geht über Studieren** auch auf, wie Sie Ihren »richtigen« Wein ausfindig machen. Das ist gar nicht so schwer. Lesen Sie bitte Seite 14.

Wenn jetzt, in dieser gemütlichen Stunde, das Telefon klingelt, lassen Sie sich bloß nicht stören. Möglicherweise ist es ja nur ein unbekannter Störenfried, der Ihnen am Telefon etwas verkaufen will. Hoppla, darf der das denn überhaupt: Sie – vielleicht auch noch einem geruhsamen Sonntagnachmittag – in Ihrer Privatsphäre so mir nichts, dir nichts, stören? In **Werbung? Nein, danke!** informiert Rechtsanwalt Christof Ankele Sie über unerlaubte Werbemaßnahmen in der Privatsphäre der Bürger und was man dagegen tun kann (Seite 15). Genießen Sie – hoffentlich ungestört – die herrlichen Sommertage. Und wenn Sie noch in die Ferien fahren: Erholen Sie sich gut!

Her Erwin Bidder

Impressum



Titelbild: Tourismus Siebengebirge GmbH/Ralf Klodt
(Blick auf den sog. Siegfriedfelsen)

Erscheinungsweise: monatlich,
jeweils zum Monatsende
Redaktions- und Anzeigenschlußtermin:
15. des Vormonats
Verteilte Auflage: 15.000 Exemplare
Druckunterlagen: nach Absprache
(auch als pdf-, eps-, tif- oder jpg-Datei)

- Herausgeber:** Erwin Bidder, Rheinbreitbach
Redaktion: Erwin Bidder (verantwortlich), Julia Bidder, RA Christof Ankele, Norbert Dommermuth, Paulus Hinz, Karl Josef Klöhs, Ulrich Sander
Verlag, Vertrieb und Anzeigenverwaltung: Quartett-Verlag Erwin Bidder, Im Sand 56, 53619 Rheinbreitbach, Tel.: (0 22 24) 7 64 82, Fax: (0 22 24) 90 02 92, E-Mail: info@rheinkiesel.de, www.rheinkiesel.de
Layout, Satz und Grafiken: datiset.com Werbebüro Yvonne Schneider, Rheinstr. 32, 53619 Rheinbreitbach, Tel.: (0 22 24) 96 82 88, www.datiset.com
Illustrationen: Brückenhof-Museum, Deutsches Weininstitut (Hartmann), Heimatverein Oberdollendorf, Paulus Hinz, Kaleidoskopia, Karl Josef Klöhs, Photodisc, Ulrich Sander, Tourismus Siebengebirge GmbH
Anzeigen: Erwin Bidder (Verlag), Tel.: (0 22 24) 7 64 82
Druck: Krahe-Druck GmbH, Unkel
Internet: www.rheinkiesel.de
 erstellt von Rhein@Net Ansgar Federhen
Beilage: Bad Honnef AG (gesamt)

rheinkiesel
Magazin für den Rheintalraum

**Was bringt
Ihren
Umsatz
über alle
Hürden?**



Mit einer werbewirksamen Anzeige im »rheinkiesel« sind Sie Ihrem Wettbewerb stets die berühmte Nasenlänge voraus!

Fordern Sie unsere Anzeigenpreisliste an:
 Tel.: 0 22 24 / 7 64 82
 Fax: 90 02 92
 E-Mail: info@rheinkiesel.de

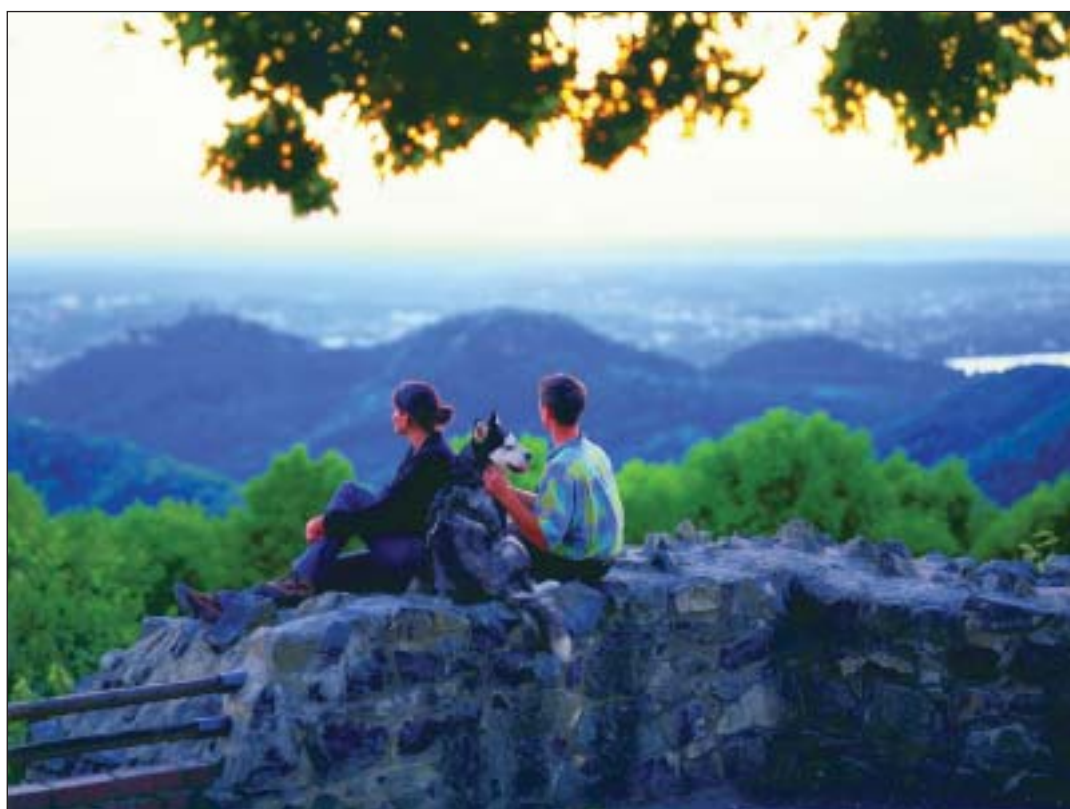
Vom Ziepchensplatz ins Schmelztal

Mit unserem heutigen Beitrag bringen wir einen Wandervorschlag aus der »Wanderfibel Siebengebirge«, den die Tourismus GmbH Siebengebirge kürzlich herausgebracht hat. Unser Weg führt uns vom Ziepchensplatz in Rhöndorf bis zum Wanderparkplatz Schmelztal – eine Strecke über insgesamt 7 Kilometer, die leicht zu bewältigen ist.

Ab Ziepchensplatz in Rhöndorf erwartet uns eine Panoramaetappe zum Breiberg hinauf. Dies ist ein sehr schöner Wanderweg, der auf Abschnitten schmale Pfade am Hang benutzt und uns wunderschöne Panorama-Aussichten auf die gegenüberliegenden Berge, besonders auf Drachenfels und Petersberg, zeigt. Ab der Schutzhütte, mitten im Wald verborgen, können wir zum Gipfel des Bergs aufsteigen und der kurze, steile Anstieg auf den Breiberg lohnt! Die Route führt bis hinauf zur Ruine Löwenburg, die als Grenzfeste zum Drachen-

fels errichtet wurde. Von hier aus haben wir einen herrlichen Ausblick über das gesamte Wandergebiet Siebengebirge und am Fuße der Ruine lädt die Waldgaststätte »Löwenburger Hof« zum Verweilen ein. Dieses Routenstück verlangt gutes Schuhwerk und eine ausreichende Kondition, entschädigt aber auf der Strecke mit einprägsamen Eindrücken und die Ruinenanlage der ehemaligen Grenzfeste Löwenburg ist sehenswert.

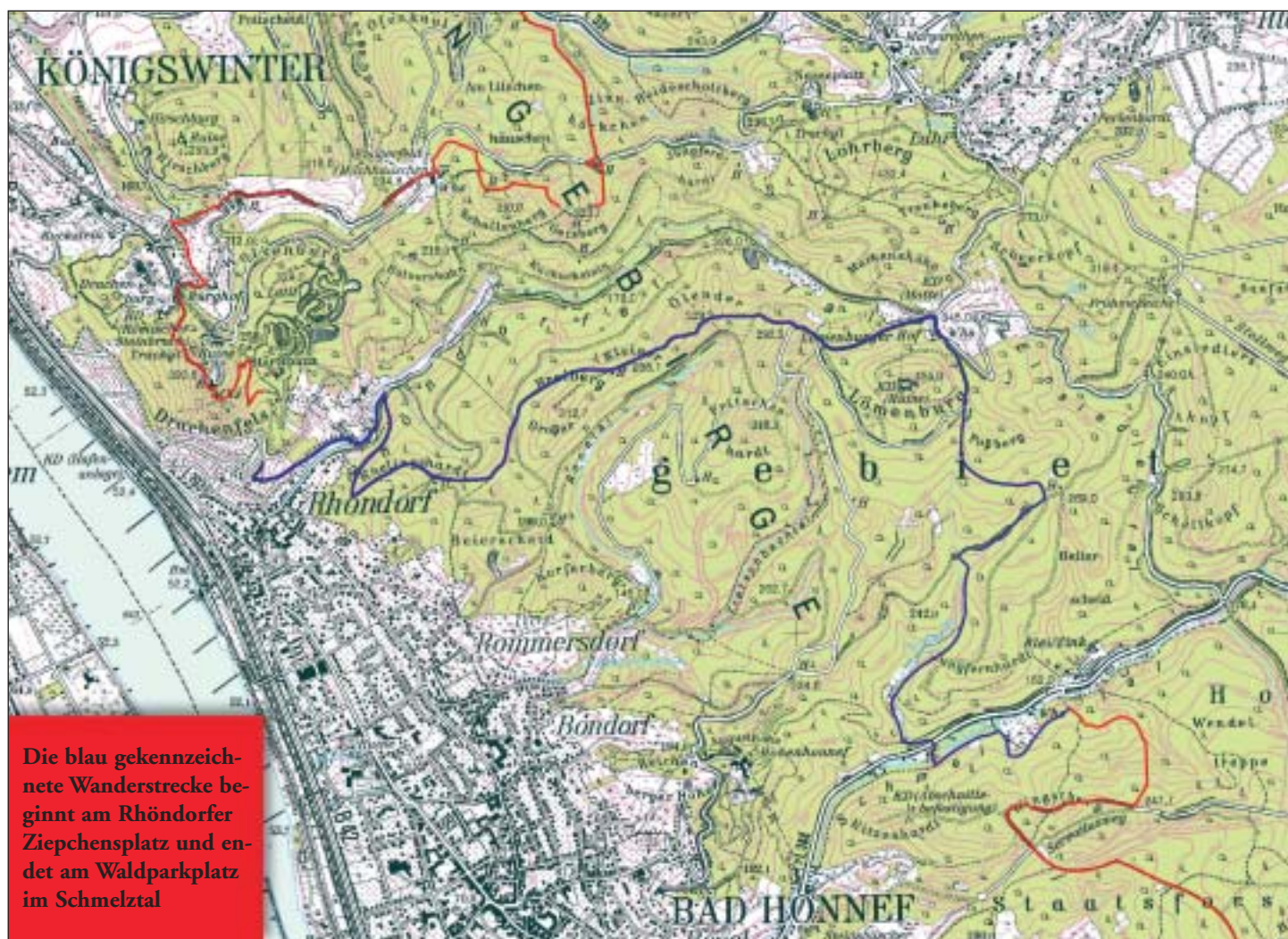
Vom »Löwenburger Hof« wenden wir uns nach Süden, gehen auf dem Löwenburg-Rundweg ein Stück Richtung Poßberg, um dann durch das lichte Poßbachtal hinab ins Schmelztal zu kommen. Dort angekommen, überqueren wir die Straße und gehen



Abendstimmung auf der Löwenburg

Bilder, Karten und Texte entnehmen wir der »Wanderfibel Siebengebirge«. Sie enthält insgesamt 27 Wandervorschläge und ist zum Preise von € 7,80 erhältlich bei der

Tourismus Siebengebirge GmbH
Drachenfels Tourismus-Bahnhof
Drachenfelsstraße 51
53639 Königswinter
Tel.: 0 22 23 / 91 77 11
Fax: 0 22 23 / 91 77 20
E-Mail:
info@siebengebirge.com
www.siebengebirge.com



Die blau gekennzeichnete Wanderstrecke beginnt am Rhöndorfer Ziepchensplatz und endet am Waldparkplatz im Schmelztal

über den Damm des Rückhaltebeckens Richtung Waldrand. Direkt oberhalb der Waldrandgrenze finden wir einen schmalen Pfad, der am Hang entlang zum nächsten Etappenziel führt. Der Pfad ist schmal und umrundet mit einem kurzen, steilen Anstieg eine Wiese am Hang, um dann am Ende an einem Wanderparkplatz zu enden.

Streckenlänge: 7,00 km
Steigung gesamt: 621 m
Gefälle gesamt : 548 m

Sehenswertes am Wegrand

Aussichten etwas abseits des Weges, Himmerich oberhalb des Weges, Aufstieg lohnt wegen des Panoramablicks und der Felswand, direkter Blick zur Leybergspitze. Lohnend ist die Löwenburg-Ruine. Sie wurde als Grenzfeste

in der ersten Hälfte des 12. Jh. als Sicherung seines südlichen Territoriums von Erzbischof Arnold I. von Köln begonnen und mehrfach ausgebaut. 1634 im Dreißigjährigen Krieg zerstört und geschleift, seit 1836 in Staatsbesitz und seitdem Sicherungsmaßnahmen des Bestandes, herrlicher Rundblick über

die Wanderregion Siebengebirge; schöner lichter Laubwaldbestand am klaren Poßbach.

Tourismus Siebengebirge GmbH

Schmidt & Ankele

Konstantin P.J. Schmidt, Christof W. Ankele
Rechtsanwälte

Tätigkeitsschwerpunkte RA Schmidt:
Ehe-/Familienrecht

Tätigkeitsschwerpunkte RA Ankele*:
Strafrecht – Verkehrsrecht – Mietrecht

* Vertretungsberechtigt auch am OLG

Bernhard-Klein-Str. 8 • 53604 Bad Honnef
Tel.: 0 22 24 / 90 03 10 • Fax: 90 03 11

Blaue Tropfen im goldgelben Meer

Jetzt, wo der Hochsommer auf seinem Höhepunkt ist, spiegelt auch das landschaftliche Erscheinungsbild die fortgeschrittene Jahreszeit mit Hitze und Trockenheit wider. Das üppige, saftige und glänzende Grün der Wälder und Wiesen, sowie das bunte Farbensammelsurium der Blumen, das wir alljährlich im Frühjahr bewundern können, ist gewichen und hat anderen Farben Platz gemacht.



Wer die blaue Blume finden will, der muß...

Die Farben des Sommers sind geprägt vom matten, dunkelgrünen Laub der Bäume mit tief-schwarzen Schatten unter den dichten Kronen, von mattgrünen Wiesen, die gemäht sind oder zunehmend vergilben, und vom reifen Korn, das jetzt goldgelb auf den Feldern steht, sofern diese noch nicht abgeerntet sind. Wo die Äcker nicht oder zumindest nicht allzu sehr gespritzt wurden und sich womöglich noch naturbelassene Feldraine behaupten konnten, finden wir mit etwas Glück sogar noch einige wenige bunte Farbtupfer in der Landschaft. Neben zahlreichen gelb blühenden Pflanzen finden wir – bereits etwas seltener – das intensive Rot der Mohnblumen und – noch seltener – das Blau der Kornblumen. Diese sind bekanntermaßen nicht irgendwelche »Blumen im Korn«, sondern es handelt sich um eine bestimmte Art, die auch Korn-Flockenblume (*Centaurea cyanus*), genannt wird. Das intensive Blau ist sehr auffällig (»kornblumenblau« ist nicht umsonst im Deutschen zum Inbegriff eines leuchtend-blauen Farbtons geworden), doch fällt es einem zunächst schwer zu sagen, warum das so ist.

Fängt man erst einmal an, darüber zu grübeln und zu forschen, kann man erstaunlich viele Gründe zusammentragen.

Zum Beispiel trägt die generelle Seltenheit der Farbe Blau in der heimischen Welt der Blütenpflanzen dazu bei. Wer es nicht glaubt, kann die Probe aufs Exempel machen und versuche, ein halbes Dutzend rein blau blühende Blumen aufzuzählen! Und dann sollte man selbstkritisch überprüfen, ob die eine oder andere Art nicht etwa ins Rosa- oder Violettfarbene abgeleitet...

Ein weiterer Grund ist, daß die blauen Blüten der Kornblumen einen wunderbaren Kontrast in der Komplementärfarbe zu dem goldgelben Ton des reifen Getreides bilden. Im windbewegten Getreidefeld wirken Kornblumen wie blaue Tropfen im wogenden Meer. Manchmal ist

auch der Ackerrand von einem langen Band aus Kornblumen gesäumt – gleichsam die blau aufleuchtende Brandung eines goldgelben Meeres. Ein Bild, das an farbenprächtige Gemälde impressionistischer Maler erinnert, welche die Stimmung des Hochsommers wiedergeben.

Drittens stellt man fest, daß das intensive Blau sowohl bei Sonnenschein als auch bei bedecktem Himmel stets kräftig leuchtet, geradezu strahlt. Ursächlich ist einerseits die Umwandlung eines Anteils der UV-Strahlung (die auch bei wolkenverhangenem Himmel die Erdoberfläche erreicht) in reines Blau mithilfe der Farbstoffe Anthocyanidin und Cyanidin. Dabei wandelt die Blüte einen für das menschliche Auge nicht sichtbaren Teil des Tageslichts in einen sichtbaren Teil des Spektrums um, was zu einer Verstärkung führt, ähnlich dem Prinzip der optischen Aufheller in Waschmitteln. Ein großer Teil des UV-Lichtes wird außerdem auch einfach reflektiert, so daß Blütenbesuchende Insekten, deren Augen ja im Gegensatz zum Menschen UV-Licht sehen können, schon aus großer Entfernung von diesen »Leuchtlaternen« angelockt werden.

Gefährdete Art

Als vierter Grund kann mittlerweile gelten, daß die Kornblume in der heutigen Zeit zu einer Rarität und demzufolge ihr Auftreten zu einer Besonderheit geworden ist. Obwohl verschiedenste Gartenbücher die schöne Zierpflanze als problemlos auszusäen und anspruchslos empfehlen, hat es die Art in freier Wildbahn schwer. Während sie vor dem Einsatz von Unkrautvernichtungsmitteln in der Feldlandschaft weit verbreitet war, findet man sie jetzt nur noch in ungespritzten Ackerrandstreifen, extensiv genutzten Feldlandschaften, Brachen und entlang von Säumen. In Nordrhein-Westfalen mußte sie sogar in die Rote Liste der gefährdeten Pflanzen aufgenommen werden.

Noch gilt sie als Kulturbegleiter, der in der jüngeren Steinzeit bei uns einwanderte und vermutlich südeuropäischen oder asiatischen Ursprungs ist. Mit dem Getreideanbau, an den sie besonders gut beim Wintergetreide angepaßt ist, hatte sie in Mitteleuropa Einzug gehalten. Die Tendenz zur Globalisierung ist nicht neu: Schon seit längerem ist die Kornblume weltweit verbreitet. Dies war möglich, weil sie vor der Ernte genügend Zeit hat, zur Blüte zu kommen (ab Juni) und auszusamen (ab Juli). Manche Kornblumen blühen sogar bis in den Oktober hinein.

Der alte volkstümliche Name »Sichelblume« rührt vermutlich daher, daß sie zusammen mit dem Getreide abgesichelt wurde. Sie ist weder giftig noch schädlich, galt sogar lange Zeit als

cher die Insekten dazu verleitet, die Samen als willkommene Mahlzeit zu verschleppen und damit zur lokalen Verbreitung beizutragen. Kornblumen-Samen, die auf dem Erdboden landen, haben sogar die Fähigkeit, sich als Bodenkriecher davonzumachen und bei Widerstand als »Bohrfrucht« in den Boden zu schrauben. Dies ist möglich durch hygroskopisch reagierende Fruchthaare, die bei zunehmender Austrocknung Spreizbewegung zeigen. Also, man merkt: Die Verbreitung der kornblumenblauen Flockenblume funktioniert im Kleinen wie im Großen. Im Rheintal und unmittelbaren Siebengebirgsraum wird der Leser zwar kaum auf natürliche Vorkommen der Pflanzenschönheit stoßen, zu selten ist sie in dieser Region.



Schmaus für das Auge: Kornblumen im Roggenfeld

Heilpflanze, allerdings nur von untergeordneter Bedeutung. Zusammen mit den übrigen Arten der Flockenblumen (Gattung *Centaurea*) und weiteren Vertretern der überaus umfangreichen Familie der Korbblütler (in Deutschland mehr als 300 Arten) schließen die oft spät blühenden Blumen gerade jetzt im Hochsommer eine wichtige Lücke: Bienen, Hummeln und Schwebfliegen sind auf die wenigen noch blühenden »Tankstellen« zum Nektarsaugen oder Pollensammeln angewiesen. Die Kornblume gilt daher als gern gesehene Bienenweide.

Aber auch Ameisen haben ihre Freude an der Pflanze, deren Samen ein Ölkörper anhaftet, wel-

Aber Globalisierung und ästhetischer Anspruch des Menschen (getreu dem Motto »das Auge ißt mit«) machen es möglich, daß Sie der Kornblume vielleicht schon nach ein paar Schritten in Ihrer Küche begegnen: Wenn Sie blaue Farbtupfer in Ihrer Kräuter- oder Schwarzteemischung finden, sind dies womöglich Kornblumenblüten, die gerne (teils aus optischen Gründen) hinzugefügt werden. Ein erfolgreicher Kulturfolger aus der Steinzeit läßt grüßen und hat inzwischen sogar den Weg vom Getreideacker in exquisite Teekompositionen gefunden.

Ulrich Sander

Wasserspeicher Wald

Uff, ist das eine Hitze! Wo nur kann man Kühlung finden in den heißen Augusttagen? Ganz einfach: im Wald. Dort ist es auch an schwülen Sommertagen meist angenehm kühl.



Aufgrund ihres schlanken Wuchses leicht zu bestimmen: die Pappel

Ist ja logisch: Bäume werfen Schatten, und wo viele Bäume sind, ist es automatisch kühler. Tatsächlich erreicht in einem dichten Buchen- oder Eichenwald gerade mal jeder hundertste Sonnenstrahl den Boden. Aber im Wald ist es auch sehr feucht. Auch das fühlt sich für Menschen kühl an. Probiert es einmal aus: Wascht Eure Hände und trocknet sie nicht ab, sondern wedelt damit durch den Raum. Das Wasser verdunstet. Dabei wird die Haut kühler – das nennt man Verdunstungskäl-

te. Auch im feuchten Wald verdunstet ständig Wasser. Deshalb ist es dort nicht nur feuchter als zum Beispiel am Rheinufer, sondern auch kühler.

Der Waldboden dient auch als Wasserspeicher und als Wasserfilter. Staub und Schmutzpartikel bleiben schon in den Blättern oder Nadeln hängen und werden zu Boden gespült, wo sich der Dreck aus der Luft mit der Walderde vermischt. Tropft das Wasser von den Bäumen auf den Boden, muß es durch viele Schichten Humus, Wurzeln und Gestein sickern, bis es am Grundwasser anlangt. Das ist so ähnlich, als ob man es durch viele Siebe und Filter fließen läßt – am Ende ist das Wasser ganz klar und rein. Deshalb kann man aus vielen Quellen und Brunnen im Siebengebirge sorglos einen Schluck Wasser nehmen.

Der Wald als Lieferant

Unseren Vorfahren war der Wald heilig. Es gab »Heilige Haine«, also besondere Waldstücke, in die nur die Druidenpriester gehen durften. Denn unsere Vorfahren glaubten, daß die Götter im Wald wohnten. Damals war der Wald auch noch viel dichter und dunkler als heute – in gewisser Hinsicht wie ein »Urwald« und recht gefährlich, denn neben Wildschweinen gab es auch Wölfe, Luchse und Bären. Bis vor etwa 5.000 Jahren war fast ganz Mitteleuropa dicht bewaldet. Damals lebte der Mensch noch als Jäger und Sammler. Erst später begann er, Siedlungen zu errichten. Unsere Vorfahren benötigten viel Holz, um Häuser oder Schiffe zu bauen – und natürlich zum Feuer machen, als Heizung

und zum Kochen. Gleichzeitig brauchten sie Platz, um Vieh zu weiden und um Äcker anzulegen. Also rodeten sie den Wald teilweise, nutzten sein Holz und pflanzten an seiner Stelle Getreide an. Später wuchsen immer größere Städte, die viel Platz brauchten. Der Wald wurde immer kleiner. Aber heute weiß man, wie wichtig der Wald für den Menschen ist. Viele Wälder – darunter auch das Siebengebirge – sind heute geschützt. Und viele Menschen gehen gerne in den Wald, weil sie lieber grüne Blätter sehen, statt asphaltgraue Straßen, weil die Luft dort besser ist und, weil ein Waldspaziergang wie ein kleiner Urlaub ist. Und es gibt sehr viel zu entdecken. In unserem Wald wachsen Nadel- und Laubbäume.

Kieselchen stellt Euch heute die wichtigsten Laubbäume vor

Die Rotbuche ist die Nummer 1 in unserem Wald: Etwa ein Fünftel aller Bäume in Deutschland gehören zu dieser Art. Rotbuchen mögen es gern etwas feuchter und schattiger. Sie können bis zu 400 Jahre alt werden. Ihr Holz ist hart und schwer und hat einen leicht rötlichen Schimmer. In der Möbelindustrie ist Buchenholz sehr begehrt. Die Rotbuche hat in Deutschland noch einige Schwestern, zum Beispiel die Hain- oder Weißbuche und die Blutbuche.



Den Baum kennt Ihr bestimmt: die Eßkastanie



Blatt der Eiche

Die Eiche ist ein großer Baum mit dichtem Laub. Ihr Stamm wird bis zu einem Meter dick. Eichen wachsen sehr langsam und können mehrere hundert Jahre, ja sogar 2.000 Jahre alt werden! Ihr Holz ist sehr hart. Früher nutzte man es, um Schiffe und Fässer zu bauen. Eichen bilden im Herbst Eichelfrüchte – ein Festschmaus für Wildschweine und Eichhörnchen. Auch der Mensch hat in Notzeiten schon Mehl aus Eicheln gewonnen. Die Eiche gilt auch als Symbol für Kraft und Beständigkeit. Bei uns wachsen Stiel- oder Sommereiche und die Steineiche (die auch Traubeneiche heißt). Von hundert Bäumen ist bei uns jeder achte eine Eiche.

Die Eßkastanie liebt Licht und Wärme. Kastanien werden mehrere hundert Jahre alt. Im Herbst findet man in ihrer Nähe die stacheligen Früchte, Esskastanien oder Maronen genannt. Gekocht oder geröstet sind sie eine Köstlichkeit! Übrigens ist die Eßkastanie mit Buche und Eiche verwandt, nicht aber mit der Rosskastanie.

Bergahorn, Feldahorn und Silberahorn gehören zu den Ahorngewächsen. Man kann sie leicht an ihren fünfklappigen Blättern erkennen. Ahorn wächst sehr schnell und wird 25 bis 30 Meter hoch. Aus seinem Holz macht man die Stiele von Werkzeugen wie Spaten oder Rechen, aber auch Geigen.

Birken wachsen ebenfalls sehr schnell. Man kann sie gut an ihrer hellen Borke erkennen. Sie läßt sich wie Papier abziehen und ist hilfreich, wenn man ein Feuer anzünden möchte, weil sie sich leicht entflammt. Den Kelten und Germanen war die Birke heilig.

Heute setzen junge Männer ihren Freundinnen Birken als Maibaum und zeigen damit, in welches Mädchen sie verliebt sind. Am Ufer von Bächen, Seen und Flüssen findet man die Trauerweide. Zweige und Blätter hängen zum Boden und verleihen den Baum ein trauriges Aussehen. Die Trauerweide hat auch noch Geschwister, zum Beispiel die Salweide und die Korbweide. Aus den Zweigen von Korbweiden flechtet man Körbe. Auch die Salweide hat es in sich: In ihrer Rinde finde sich ein schmerzstillender Stoff – genau den gleichen übrigens, der heute in Tabletten gegen Kopfschmerzen enthalten ist.

Linden kann man leicht an ihren herzförmigen Blättern erkennen. Silberpappeln werden sehr groß und wachsen wie Säulen. Ihre



So sieht ein Buchenblatt aus

Blattoberseite ist dunkelgrün, von unten sehen sie aber weiß aus und glänzen silbrig. Sammelt doch beim nächsten Waldspaziergang einmal von jedem Baum, den Ihr finden könnt, ein oder zwei Blätter! Am besten legt Ihr sie zwischen zwei Seiten Zeitungspapier (Tageszeitung, nicht den Rheinkiesel – sein Papier ist nicht saugfähig genug) und legt das Papier zwischen sehr dicke Bücher, die Ihr acht Wochen lang stapelt. Danach könnt Ihr die gepressten Baumblätter herausnehmen. Sie sind jetzt ganz trocken. Am besten schreibt ihr den Baumnamen auf ein Blatt Papier und klebt das getrocknete Laub daneben. So habt Ihr immer ein bißchen Wald zu Hause im Kinderzimmer!

*Euer
Kieselchen*

Hunger nach Licht

Wie essen Pflanzen eigentlich? Klar, sie nehmen Nährstoffe und Wasser durch ihre Wurzeln auf. Aber das ist längst noch nicht alles. Alle grünen Pflanzen brauchen Licht zum Wachsen. Daraus können sie ihre eigene Nahrung herstellen. Aber wie funktioniert das? Sonnenlicht ist hell und warm. Wenn Ihr im Sommer zu lange in der Sonne bleibt, bekommt Eure Haut einen Sonnenbrand, weil Sonnenlicht viel Energie enthält. Diese Energie kann man nutzen – Solaranlagen können zum Beispiel Strom aus Sonnenlicht gewinnen oder Wasser zum Duschen erwärmen. Pflanzen machen etwas Ähnliches. Allerdings produzieren sie keinen elektrischen Strom, sondern bestimmte Zuckermoleküle, die sie aus Kohlendioxid (das ist die Luft, die wir ausatmen) und Wasser bauen. Diesen Vorgang nennt man Photosynthese. Um Sonnenlicht »einzufangen«, brauchen Pflanzen bestimmte grüne Chemikalien. Deshalb sind Pflanzen fast immer grün oder haben grüne Blätter. Übrigens atmen Bäume bei der Photosynthese Sauerstoff aus, also das Gas, das Menschen und Tiere zum Leben brauchen. Eine einzige ausgewachsene Rotbuche setzt an einem Sommertag etwa 7000 Liter Sauerstoff frei, also so viel Luft, wie 50 Erwachsene an einem Tag zum Atmen brauchen!

Politischer Poet

»Er war ein auffallend schoener Mann. Von regelmaessigen Gesichtszuegen und von herkulischem Körperbau, über sechs Fuß groß, strotzend vor Kraft. Unter seiner von schwarzem Haupthaar beschatteten breiten Stirn leuchteten ein paar dunkle Augen hervor, deren Feuer selbst durch die Brille ... nicht gedämpft wurde. Mund und Kinn waren von einem schwarzen Vollbart umrahmt. Er besaß eine wunderbare Stimme ...« So beschrieb Carl Schurz seinen Freund Gottfried Kinkel.

Am 11. August 1815 erblickte der spätere furchtlose Demokrat und feinfühligste Dichter in Oberkassel das Licht der Welt. Sein bereits 1845 abgerissenes Geburtshaus stand zwischen dem heutigen evangelischen Pfarrhaus und dem Jugendheim an der Königswinterer Straße. Der Sohn des reformierten Pastors Johann Gottfried Kinkel und seiner resoluten Ehefrau Sibylla Marie wurde streng religiös erzogen. Schon mit neun Jahren schickten ihn seine Eltern auf das Gymnasium in Bonn.

Gerade einmal 16 Jahre alt immatrikulierte er sich 1831 an der Universität Bonn für das Fach Theologie. Das Studienjahr 1834/35 verbrachte der Rheinländer in Berlin. Die erforderlichen Abschlußprüfungen bestand er 1837 am Konsistorium in Koblenz und der Bonner Theologischen Fakultät.

Zum Dr. theol. promoviert nahm Kinkel schließlich seine Vorlesungen über Kirchengeschichte als Privatdozent an der Universität Bonn auf. Das zunächst knappe Gehalt besserten Tätig-

keiten als Religionslehrer und als Hilfsprediger bei der protestantischen Gemeinde in Köln auf.

Im Frühjahr 1839 lernte der junge Dozent seine spätere Ehefrau Johanna Mathieux, die Tochter seines früheren Lehrers Peter Joseph Mockel, kennen. Die ausgezeichnete Pianistin und Musiklehrerin war Kinkel zunächst freundschaftlich verbunden. Auf der Rückfahrt von einem Ausflug auf den Petersberg wollten sie den Rhein mit einem Kahn überqueren. Durch Unachtsamkeit rammte ein Dampfer das Bötchen und brachte es mitsamt den Fahrgästen zum Kentern. Bei diesem Unfall rettete Gottfried Kinkel die Nichtschwimmerin Johanna Mathieux vor dem Ertrinken. Das blieb für die beiden nicht ohne Folgen.

Ein evangelischer Dozent und eine katholische »Ehebrecherin« – das war für das damalige Bürgertum ein Skandal! Die Wellen schlugen noch höher, als die Katholikin, der eine Wiederverheiratung verboten war, kurzent-

schlossen zum evangelischen Glauben konvertierte.

Bereits im Juni 1840 war der »Maikäferbund« um Johanna und Gottfried Kinkel entstanden. Diesem Dichterkreis gehörten Karl Simrock, Ferdinand Freiligrath, Georg Weerth, Emanuel Geibel, Levin Schücking, Alexander Kaufmann, Wolfgang Müller von Königswinter, Nikolaus Becker, Jacob Burckhardt u.a. an.

Nach der Heirat ließen berufliche Schwierigkeiten kaum auf sich warten. Schnell verlor der frisch-gebackene Ehemann seine Stellungen als Hilfsprediger und Religionslehrer. Die Theologische Fakultät hielt ihn für nicht mehr tragbar. Ab 1846 wirkte Gottfried Kinkel als Professor für Kunst-, Literatur- und Kulturgeschichte.

Der Weg zum Journalisten

Zwischenzeitlich hatte sich der Oberkasseler erfolgreich als Dichter versucht. Seine erste Sammlung von Gedichten war bereits 1843 erschienen. Hierzu gehörte auch sein Epos »Otto der Schütz«, das insgesamt mehr als 80 Auflagen erzielen sollte. Viele seiner Gedichte und Erzählungen beziehen sich auf das heimatliche Rheinland.

Als Korrespondent der Augsburger »Allgemeinen Zeitung« verdiente sich Kinkel erste Sporen als Journalist. Zu seiner politischen Einstellung hielt er 1845



Den Dichter, nicht den Politiker, ehrte das Oberkasseler Denkmal. Das Relief zeigt eine Szene aus »Otto der Schütz«

fest: »An der Politik nahm ich damals keinen tätigen Anteil ... doch bekannte ich mich ... mit voller Offenheit zur Opposition und zur Forderung einer Konstitution.«

Bildhafte Vergleiche

In seinem Gedicht »Die sieben Berge« malte er ein vorrevolutionäres Gesellschaftsbild. Die einzelnen Berge stehen hier für die verschiedenen Schichten der Gesellschaft. Als »riesiges Bild des Königs«, der in »stiller Majestät« unangetastet am Rhein steht, entpuppt sich der Drachenfels. Den Niedergang des Adels deutet die Wolkenburg, deren einst »stolzes Haupt« vom »bürgerlichen Steinbruch zerfressen« ist, an. Für den »fetten Klerikus« steht z.B. der massive Petersberg. Die Nachricht von der Pariser Februarrevolution 1848 und den Ereignissen in Berlin rüttelte auch viele Rheinländer auf. Tatsächlich konnten Friedrich Wilhelm IV. etliche Reformen abgerufen werden. Die Bonner Bürger zogen am 20. März 1848 mit den Professoren Ernst Moritz Arndt, Friedrich Dahmann und Gottfried Kinkel an der Spitze zum Rathaus.

Am 31. Mai 1848 wurde auf Kinkels Initiative hin der für die Revolution stehende »Demokratische Verein« gegründet. Im August übernahm der Oberkasseler die Redaktion der neuen »Bonner Zeitung«. Zu seinen engsten Mitstreitern zählte der Student Carl Schurz.

Am 17. November versuchte Kinkel mit Unterstützung einer Bonner Bürgerwehr die Stadttores zu besetzen, um die Erhebung der Schlacht- und Mahlsteuer zu verhindern. Nach drei Tagen wurde die Revolte von preußischem Militär gestoppt.

Nachdem im Mai 1849 der Versuch, das Siegburger Zeughaus zu stürmen, scheiterte, schlug sich der gebürtige Oberkasseler in die Pfalz durch und trat als einfacher Wehrmann in die badische Revolutionsarmee ein. Am 29. Juni 1849 geriet

er leicht verwundet nahe Rotenfels an der Murg in preußische Gefangenschaft.

Zuchthaus droht

Vor dem Rastatter Kriegsgericht hielt der Revolutionär eine vielbeachtete Verteidigungsrede. Ihm drohte die Todesstrafe – verurteilt wurde er zu lebenslänglicher Zuchthaushaft im pommerschen Naugard. Ungewollt war Kinkel zu einer Symbolfigur der Revolution geworden.

Gottfried Kinkel saß in Spandau ein. In der Nacht vom 6. auf den 7. November 1850 gelang die abenteuerliche Flucht aus dem Kerker. Über Warnemünde ging es weiter nach Edinburg, London und später nach Amerika. Im Januar 1851 folgte Johanna Kinkel mit den vier Kindern auf die britische Insel.

Von September 1851 bis März 1852 bereiste Kinkel die USA und versuchte Geld für eine Befreiungsarmee zu sammeln. Zwar empfing ihn der amerikanische Präsident Millard Fillmore als »Gesandten der künftigen deutschen Republik«, aber der finanzielle Erfolg blieb mit rund 10.000 Dollar sehr bescheiden. Zurück in London zog Kinkel sich desillusioniert aus der Politik zurück. Das Ehepaar sorgte jetzt gemeinsam als Privatlehrer für den Unterhalt der Familie.

1866 wurde Kinkel an das eidgenössische Polytechnikum in Zürich gerufen. Zeit seines Lebens blieb er seinen republikanischen und sozialen Idealen treu. Aus Protest gegen den deutschen Obrigkeitsstaat nahm er die schweizerische Staatsangehörigkeit an. Am 13. November 1882 starb Gottfried Kinkel in Zürich, ohne daß ihm eine Amnestie Preußens zuteil geworden war.

Karl Josef Klöbs

Quelle: Prof. Dr. Hermann Rösch, Gottfried Kinkel als Ästhetiker, Politiker und Dichter, Bonn, Röhrscheid, 1982

Julias Glosse

Geht in Frieden, aber geht!



Ja, es war ein schöner Abend. Wir hatten uns lange nicht gesehen und eine Menge zu erzählen. Die Zeit verflog im Nullkommanix. Doch egal wie anregend die Unterhaltung, wie nett der Besuch, wie schmackhaft der Wein, wie schön die Nacht – irgendwann reicht es, denn auch am nächsten Morgen reißt der Wecker die meisten von uns erbarmungslos aus dem Schlaf. Nur: Wie macht man das dem offensichtlich noch vollkommen munteren Gegenüber klar?

Liebe Gäste, hier ein Schnellkurs zum Thema: Wann ist der richtige Zeitpunkt zu gehen? Wenn der Gastgeber dauergähnt? Wenn er rein zufällig vergißt, noch Wein nachzuschenken, oder seit einer halben Stunde nicht mehr gefragt hat, ob man noch ein Bier möchte? Wenn er zum fünften Mal demonstrativ auf die Uhr schaut? Anbietet, noch etwas von der leckeren Vorspeise einzupacken? Oder zum dritten Mal diskret darauf hinweist, am nächsten Morgen »gaaanz früh« raus zu müssen? Wer auf all diese Hinweise partout nicht mit dem höflichen Angebot reagiert, doch langsam den Heimweg anzutreten, macht es einem müden Gastgeber schwer, nicht das Gesicht zu verlieren. Denn dummerweise verliert selbst der unterhaltsamste Abend seinen Reiz, wenn die Gedanken nur noch darum kreisen, wie man den oder die Eingeladenen schnellstmöglich los wird, um noch eine Mütze voll Schlaf zu erhaschen. Kleiner Tip für Nachteulen: Ein Gast, der zu zeitig geht, stößt in der Regel auf Gegenwehr beim Gastgeber. Wer aber beim Weg zur Tür nicht wenigstens dreimal vom Gastgeber gebeten wird, noch zu bleiben – der hat es übertrieben und darf beim nächsten Mal getrost eine halbe Stunde früher gehen. Mindestens. Na dann, gute Nacht!

Julia Bidder

Mit einem Testament fing es an

1150 wird erstmals in einer Urkunde eine Königswinterer »Kirche« erwähnt. Bis dahin, zuletzt 1144, ist immer nur von einer Kapelle die Rede. Im Sommer 1780 konnte ein neues Gotteshaus, St. Remigius, seiner Bestimmung übergeben werden.



St. Remigius um 1860 (nach August Karstein)

Die Ansiedlungen von der unteren Sieg bis zum Drachenfels betreute seinerzeit seelsorgerisch das Frauenkloster zu Vilich. Pfarrkirche für die Orte von Küdinghoven über Oberkassel und die beiden Dollendorfs bis Königswinter war die Klosterkirche Sankt Adelheidis. In den Dör-

fern selbst standen Kapellen, an denen Vikare des Stiftes wirkten. Getauft wurde in Vilich.

Über die Jahrhunderte änderte sich an diesen Strukturen nur wenig. Erst im 18. Jahrhundert erlebte Königswinter einen bis dahin nicht gekannten wirtschaftlichen Aufschwung. Ein neues

Gewerbe gab jetzt den Ton an: die Steinhauerei. Aus dem kleinen, etwas verschlafenen, vom Weinbau und von der Schifffahrt lebenden Flecken wurde jetzt der Ort der Steinhauer. Die Zahl der Einwohner wuchs stetig. 1769 zählten die Behörden insgesamt 1.331 Einwohner. Da bis auf wenige Juden alle Königswinterer katholisch waren, drohte das alte romanische Gotteshaus aus allen Nähten zu platzen.

Finanzierungsproblem

Eine größere und schönere Kirche mußte her. Doch wie sollte dieser Neubau finanziert werden? Schnell richteten sich die Blicke auf eine reiche Königswinterer Familie – die de Claers. Seit drei Generationen bekleidete ein Mitglied dieser Familie das Amt des Statthalters. Er war der Vertreter des Freiherrn zu Gudenau, der als Pfandherr des Amtes Wolkenburg zu befehlen hatte und dem Gericht vorstand.

Zu ihrem Reichtum war die Familie de Claer im Geld- und Weingeschäft gekommen. Von 1711 bis 1755 war Philipp Heinrich de Claer Statthalter. Der vermögende Junggeselle wohnte in seinem repräsentativen Haus in der Haupt-Strasse – dem heutigen Haus Nr. 392. Oft hatte de Claer dem Pfarrer Damian Kneipen gegenüber bekundet, die Gemeinde beim Kirchenneubau unterstützen zu wollen.

Die ortsansässigen Steinhauermeister Johann Wilhelm Mäurer

und Urban Mäurer fertigten verschiedene Pläne für die neue Kirche an. Angeblich fand der erste Entwurf, eine Säulenkirche, keinen Gefallen. Der Statthalter wollte wohl lieber eine »offenere« Kirche mit mehr Licht im Inneren.

Noch zu Lebzeiten Philipp Heinrich de Claers konnten die Planungen nicht beendet, geschweige denn mit dem Bau begonnen werden. Am 15. November 1754 verstarb er in Königswinter.

Zunächst lag ein Testament vom 15. September 1745 vor. Groß war die Enttäuschung in der Gemeinde als bekannt wurde, daß für den Bau einer Kirche nichts vorgesehen war. Erst einige Zeit später hellten sich die Mienen wieder auf.

Ein entscheidender Fund

Wilhelm Lemmerz, ein alter Diener, hatte aus dem Nachlaß einen Rock erhalten. In ihm fand er nun einen Zettel, eigenhändig vom verstorbenen Statthalter geschrieben: »... daß hiesige Kirch für die communität (Gemeinde) zu klein, als legire zur allerhöchsten Ehre Gottes undt bequemlichkeit für die communität zu einer Newen Kirchen fünff tausend reichsdahler courant, jeden zu 75 alb(bus) berechnet; dan zu einem Newen hohen altar fünfhundert dergleichen reichsdahler ...«

Dieses Schriftstück war im November 1754 entstanden. Es gab aber einen schwerwiegenden Mangel – auf dem Papier fehlte die Unterschrift.

Die Gerichte müssen entscheiden

Dennoch focht die Gemeinde das erste Testament an. Ignaz Alexander de Claer, der jüngere Bruder des Verstorbenen, hatte das Papier nicht angefochten. Doch er erlitt 1757 einen Schlaganfall, der ihn unfähig machte. Seine beiden Kinder Maria Agnes, mit dem kurpfälzischen Hofrat und Landrentmei-



St. Remigius um 1920

ster des bergischen Landes und Amtes Blankenheim Heinrich von Ley verheiratet, und Philipp Heinrich de Claer verfolgten eine andere Linie und klagten. Letztlich gaben die Gerichte der Gemeinde recht. Die Kinder hatten noch überlegt, bis zum Papst zu gehen, um ihre Erbschaft zu bekommen.

Dazu kam es nicht mehr. Stattdessen einigten sich die Parteien am 4. Januar 1763 auf einen Vergleich. Die Gemeinde bekam ihr Geld mit Zinsen und Zinseszinsen. Für die Familie de Claer mußte in dem Kirchenneubau für ewige Zeiten auch eine Kirchenbank reserviert werden.

Pfarrer Damian Kneipen hat die neue Kirche nicht mehr erlebt. Er starb 1768. Ihm folgte sein Bruder Ignatius, seit 18 Jahren Pastor in Niederdollendorf, im Amt.

Endlich ging es 1779 los. Zu Beginn der Bauarbeiten standen aus dem Erbe nach Verrechnung einiger Verwaltungskosten »an Kapital 5.545 Reichsthaler und an Zinsen 3.565 Reichsthaler, insgesamt also 9.110 Reichsthaler« zur Verfügung.

9.765 Taler sollte der Bau kosten, die Schlußabrechnung ergab dann 10.702 Taler. Das fehlende Geld lieh die Familie de Claer. Die Bauführung lag in den Händen der Königswinterer Steinhauer. Die dreischiffige Hallenkirche war für die damalige Zeit ein moderner Bau. Unter der Regie der Zivilgemeinde wurde gleichzeitig ein neuer Kirchturm errichtet. Erstmals öffnete das neue Gotteshaus mit dem alten Namen Sankt Remigius im Sommer 1780 seine Pforten.

Karl Josef Klöbs



Probieren geht über Studieren

Im letzten Beitrag haben wir uns damit beschäftigt, welche unserer Sinne beim Weingenuß beteiligt sind. Heute geht es darum, wie sich aus der Sinnhaftigkeit unserer Wahrnehmungen ein Urteil über den Wein entwickeln läßt. Wie können wir mit einfachen Erkenntnissen den »Richtigen« für uns finden?



Jeder Wein hat »seine« Farbe: hier der Kerner

Ging es im letzten Heft noch darum, einen groben Überblick zu gewinnen, folgen hier und heute praktische Hinweise für den Gebrauch.

Was uns die Farbe verrät

Farbtönung, Farbreinheit und Klarheit sind die Parameter. Ist die Farbe des Weines sehr gleichmäßig und weist zwischen Glasrand und -mitte kaum Unterschiede auf, dann haben wir es mit einem einfachen Wein zu tun. Dies gilt unabhängig von der Rebsorte für Rot- und Weißweine. Höhere Qualitäten bestehen durch ein abwechslungsreiches Farbspiel.

Blasses Gelbgrün beim Weißwein = junger Wein; Goldgelb, Gelb-braun = edelsüß, Dessertwein, reifer Wein; Braun = über-

alterter Wein, hier ist kein Genuß zu erwarten. Beim Rotwein zeugt Purpur von jungem Wein, Rot-braun bedeutet fortgeschrittener Reifegrad, Braun, Bernsteinfarben, = verfrühte Alterung, hohes Alter.

Kein Fehler

Weinstein ist der Diamant im Wein. Es sind harmlose kristalline Ablagerungen der Weinsäure, die während der Reifung des Weines entstehen. Sie sind geschmacksneutral und Weinliebhabern ein Indiz für nicht übermäßig nachbehandelte Weine. Sogenannte Kirchenfenster, die sich nach dem Schwenken des Weines, in schweren Tropfen an den Glaswänden bilden, belegen seinen Extraktreichtum, Glycerin genannt. Glycerin beschert dem Wein Vollmundigkeit.

Wo die Nase gefragt ist

Schwenken Sie den Wein im etwa 45° Winkel geneigten Glas und verstärken so das Aroma. Der Sauerstoff verleitet die Weinprobe zur Höchstleistung und dann wird geschnüffelt. Schließen Sie ruhig die Augen und konzentrieren sich gänzlich auf den Wein. Es klingt einfach, aber Wein sollte zunächst einmal nach Wein riechen. Fremde Gerüche können uns einen fehlerhaften oder gar ungenießbaren Wein signalisieren. Z. B. ein Essig-Stich (entstanden durch Befall mit Essigbakterien), Bockser (Geruch nach faulen Eiern), muffiger Kork-Geruch, Schwefelgeruch (wie heiß-geriebene Haut) oder lösungsmittelartiges Aroma. Ist der Wein rein und unverfälscht, können wir uns den Düften widmen. Ziel ist es die Vielfalt der Düfte zu entdecken und sie in unserem Gedächtnis zu verankern. Eine gute Orientierungshilfe ist dabei das Aromarad. Auf einer Scheibe sind die Hauptgruppen der Aromastoffe in verschiedenen Farben in Form eines Aromakreises dargestellt.

Schmecken mit Verstand

Unmittelbar vor einer Weinprobe sollte unser Geschmack möglichst nicht abgelenkt werden. Zahncrème, Kaugummi, Hustensaft, aber auch der unbedenklich erscheinende Tee beeinträchtigen unsere Beurteilung sehr. Als beste Zeit zur Probe gilt der späte Vormittag, da dann unsere Sinne am schärfsten sind. Die intensivsten Eindrücke sammeln Sie während des Schluckens. Der Franzose Max Léglise stellte fest: mit dem ersten Schluck würdigt man die Säure, mit dem zweiten die Süße, mit dem dritten den Gerbstoff. Es werden Ihnen drei Geschmacksrichtungen, lieblich, halbtrocken und trocken begegnen. Damit der Geschmackssinn während einer ausgiebigen Weinprobe nicht überfordert wird, ist eine langsame Steigerung ratsam: leicht vor schwer, trocken vor lieblich, jung vor alt. Auch andere Kombinationen sind denkbar, nur weiße oder nur rote, nur trocken oder oder. Letztlich ist erlaubt, was gefällt und schmeckt. Viele Proben werden Ihnen helfen, Ihre Favoriten und Vorlieben zu finden und Rebsorten bestimmte Aromen zuzuordnen. Auch hier ist ein Aromarad von nutzen.

Machen Sie sich möglichst viele Notizen zu Ihren Eindrücken, es unterstützt Ihre Konzentration auf den Wein und erleichtert spätere Vergleiche. Oder entwickeln Sie ein eigenes Bewertungssystem mit Ihren Schlüsselwörtern.

Norbert Dommermuth
Weinkellerei A. Schneider
Kasbach/Rhein



Werbung? Nein, danke!

Früher war nur der Briefkasten vor der Haustür regelmäßig mit Werbung gefüllt, heute ist es der virtuelle Briefkasten im Internet, der zur Zielscheibe für käufliche Angebote aller Art geworden ist.

Mit der Zunahme der Kommunikationsmittel, mit Telefon, Fax, Mobiltelefon und E-Mail, sind auch die Möglichkeiten der Unternehmen gestiegen, sich mit ihren Anliegen an potentielle Kunden zu wenden. Und auch wenn mit der Werbung dem mündigen Verbraucher die Möglichkeit zum Vergleichen und Kennenlernen von Produkten gegeben werden soll, mag eben dieser Verbraucher seine Zeit nicht nur noch damit verbringen, nützliche und erwünschte Botschaften von unerwünschten und überflüssigen zu trennen. Daher konnte schon der traditionelle Briefkasten nach entsprechenden Gerichtsurteilen seit 1988 durch einen Aufkleber »Keine Werbung bitte« relativ zuverlässig vor nicht gewünschten Papieren geschützt werden. Wer keine Anzeigenblätter mit redaktionellem Teil wünschte, mußte dies, (und muß dies wohl auch heute noch) durch eine Erweiterung des Verbotshinweises ausdrücklich klarstellen.

Wenig Abwehrmöglichkeiten

Die Gewerbetreibenden reagierten auf die zunehmende Zahl von Aufklebern auf Briefkästen, indem sie den Tageszeitungen entsprechende Beilagen beifügen ließen. Gegen diese Beilagen stehen dem Zeitungsleser, der die Zeitung im Abonnement erhält, nach Ansicht der Gerichte keine rechtlichen Abwehrmaßnahmen zur Verfügung. Bei Werbebriefen kann durch Rücksendung des Schreibens mit dem Vermerk »Annahme verweigert« jedenfalls die Zusen-

dung weiterer Briefe von diesem speziellen Unternehmen erreicht werden. Der große Vorteil der E-Mail gegenüber den sonstigen Kommunikationsmitteln für den Werbetreibenden sind die ausgesprochen niedrigen Kosten. Mit einem Mausclick am Computer kann eine Nachricht in kürzester Zeit ohne Extrakosten an Hunderttausende von Adressen versandt werden, während bei Anrufen, Telefaxen oder dem Versand von Kurznachrichten über das Handy (SMS) jeweils zumindest Entgelte für die einzelnen Verbindungen gezahlt werden müssen.

Wie schützen?

Nicht zuletzt diesem zunehmenden »Werbemüll« durch elektronische Post, den sogenannten »spams«, sollte durch die Änderung des Gesetzes gegen den unlauteren Wettbewerb, das UWG, im Juli 2004 ein rechtlicher Riegel vorgeschoben werden. Danach werden Marktteilnehmer, und dazu gehören auch die Verbraucher, vor unlauteren Beeinträchtigungen des Wettbewerbs geschützt, die in Form von unzumutbaren Belästigungen durch Werbung erfolgen. Entsprechend der Rechtsprechung zu den Briefkastenaufklebern ist eine Werbung unzumutbar, die gegen den erkennbaren Willen des Empfängers erfolgt. Telefonische Werbung darf nur erfolgen, wenn der Verbraucher vorher sein Einverständnis mit dem Anruf erklärt hat, während Gewerbetreibende auch dann auf diese Weise kontaktiert werden dürfen, wenn ein Einverständnis mit der Werbung von dem An-

ruferr vermutet werden durfte.

Die Verwendung von automatischen Anrufmaschinen, Faxgeräten oder elektronischer Post (E-Mail) zu Werbezwecken ist sowohl gegenüber Verbrauchern als auch gegenüber Unternehmen eine unzumutbare Belästigung, wenn kein Einverständnis des Umworbenen vorliegt.

Der Bundesgerichtshof hatte dagegen noch 2004 in einer Entscheidung zu der alten Fassung des UWG geurteilt, die Zusendung von E-Mail-Werbung gegenüber Unternehmen sei kein Wettbewerbsverstoß, wenn ein sachliches Interesse des Empfängers an der Werbung vermutet werden könne. Diese Entscheidung ist durch die Neuregelung des Gesetzes überholt.

Was ist zumutbar?

Elektronische Nachrichten (auch über SMS), die anonym versandt werden, sind ebenfalls unzumutbar, wenn der Empfänger keine Möglichkeit hat, zur Einstellung der Nachrichten aufzufordern, ohne daß dafür erhöhte Kosten (z.B. durch Mehrwertdienste wie 0190-er Nummern) entstehen.

Werbung per E-Mail ist dann keine Belästigung, wenn der Unternehmer vom Kunden bei einem Verkauf von Waren oder Dienstleistungen dessen E-Mail-Adresse erhalten hat, der Unternehmer die Adresse zur Direktwerbung für vergleichbare Waren oder Dienstleistungen verwendet, der Kunde der Verwendung der Adresse nicht widersprochen hat und er bei jeder Verwendung darauf hingewiesen wird, daß er der weiteren Verwendung widersprechen kann. Wird ein Verbraucher durch unlautere Werbung belästigt, so kann dieser den Werbenden nicht selbst, wohl aber mit Hilfe eines Verbraucherverbandes z.B. auf Unterlassung zukünftiger Werbung verklagen.

*Rechtsanwalt Christof Ankele
Kanzlei Schmidt & Ankele,
Bad Honnef*